



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Lage Oesterichs in der gegenwärtigen Krisis. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Lage Oestreichs in der gegenwärtigen Crisis.

1.

Unter den vielen wunderbaren Ereignissen der letzten Jahre ist vielleicht keines, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade verdient und soviel Stoff zum Denken gibt, als die Umgestaltung der Lage des östreichischen Kaiserstaats. Im Jahr 1848 gehörte einiger Muth dazu, an den welthistorischen Beruf dieses Staats und an die Möglichkeit seiner Fortexistenz zu glauben. Im Auslande war man in Gedanken schon eifrig beschäftigt, ihn in seine nationalen Bestandtheile zu zerlegen und in Oestreich selbst sah es wenigstens eine Zeitlang fast so aus, als wären alle wirklich aufstrebenden Kräfte dem Kaiserstaat feindlich. Von der republikanischen Partei, die zum Erstaunen aller Welt aufstauhte, ganz abgesehen, wollten die deutschen Unterthanen Oestreichs dem neu zu gründenden deutschen Reiche angehören, wenn sie auch billig genug dachten, die Krone dieses neuen Reiches ihrem eignen Herrschergeschlecht zuzuwenden. Die Lombarden und Venetianer traten für die Unabhängigkeit Italiens auf, die Ungarn wollten ein eignes Königreich aufrichten, die Polen zog die natürliche Schwerkraft der Nation nach Osten hin, und wenn die übrige slawische Bevölkerung diesen vereinigten Tendenzen gegenüber an der Gesamtmonarchie festhielt, so war doch leicht zu durchschauen, daß sie darunter etwas ganz Anderes verstand, als was Oestreich in der Geschichte bisher gewesen war. Sie wollten den vorherrschend deutschen Staat in einen vorherrschend slawischen verwandeln, und bei der handgreiflichen Unausführbarkeit dieses Vorhabens und der gewöhnlichen Unstetigkeit in ihren Entschlüssen konnte man leicht voraussetzen, daß unter veränderten Umständen diese panslawistischen Ideen sich auch nach einer andern Stütze umsehen würden, z. B. nach dem stammverwandten Rußland.

Betrachten wir heute die innere Haltung des Kaiserstaats, so macht er auf uns den grade entgegengesetzten Eindruck. Zwar fehlt sehr viel daran, daß alle Uebelstände beseitigt, allen gerechten Beschwerden Abhilfe gethan wäre;

es ist vielmehr in den Einrichtungen Oestreichs noch vieles höchst Bedenkliche, wie schon ein einfacher Hinblick auf die Finanzen lehrt. Aber als Staat in seiner Gesamtheit betrachtet, macht Oestreich wieder einen imponirenden Eindruck. Es steht dem Auslande gefürchtet und auch geachtet gegenüber, und die innern Zwistigkeiten scheinen sich in eine allgemeine Begeisterung für den jungen Kaiser und für das Haus Oestreich aufgelöst zu haben. Wir wollen den Volksjubel bei Gelegenheit der kaiserlichen Vermählung nicht höher anschlagen, als er es verdient; aber er ist auch nur eins von den vielfältigen Symptomen, die uns zeigen, daß in Oestreich ein starker und allgemeiner Patriotismus herrscht und daß im wesentlichen die Richtung der Regierung mit der Richtung des allgemeinen Willens sich im Einklang befindet.

Diese bemerkenswerthe Umgestaltung erklärt sich aus einer Reihe verschiedener mitwirkender Ursachen, auf die wir uns vorbehalten, ausführlicher einzugehen. Hier wollen wir nur auf einen Umstand aufmerksam machen, der um so wichtiger ist, da er in die allgemeine Theorie vom Wesen der Monarchie sehr bedeutend eingreift.

Zur Bekämpfung der revolutionären Ideen hat sich nämlich eine Theorie des Servilismus ausgebildet, die unsre Monarchien in sehr bedenkliche Verwicklungen bringt. Praktischen Servilismus hat es zu jeder Zeit gegeben; denn es liegt zu nah, der Macht zu schmeicheln und zu dienen, um von ihr zu gewinnen: aber das System des Servilismus ist eine Erfindung der neuesten Zeit. Dieses System sucht die wahrhaft monarchische, loyale Gesinnung darin, daß man das Unterthanen- oder Knechtsgefühl in sich so unbedingt als möglich ausbildet; daß man den Monarchen als den Herrn seines Leibes und seiner Seele empfindet und in jedem Augenblicke das für recht, gut und zweckmäßig anerkennt, was dem Herrscher so erscheint. Jede gesetzliche Einwirkung auf diesen souveränen Willen, jede gesetzliche Einschränkung desselben erscheint diesen Systematikern als revolutionär, und es irrt sie nicht im geringsten, wenn die persönlichen Ansichten des Herrschers öfters wechseln, denn dieser Wechsel ist ja nur ein neuer Prüfstein für die Willensknechtschaft der getreuen Unterthanen.

Diese Auffassung des Absolutismus findet in der gesammten Geschichte kein anderes wirkliches Gegenbild, als im römischen Kaiserreich. Die Person der römischen Imperatoren war in der That absolut. Der Kaiser war Gottsolange man ihn nicht umbrachte. Wenn Caracalla sein Pferd zum Präfecten machte, so galt das für den höchsten Ausfluß der Staatsweisheit, so lange man nicht die Leiche des erwürgten Herrschers mit Füßen trat. Ein solcher Absolutismus war aber nur möglich in einem Reiche des Unrechts und der Lüge, in einem Reiche, welches auf die rohe Gewalt gegründet war und keinen sittlichen Inhalt hatte, welches endlich seine angemessenste Form dadurch

annahm, daß es von den Soldaten an den Meistbietenden versteigert wurde. In Staaten dagegen, die aus einem sittlichen Ganzen hervorgegangen sind, hat dieser Grundsatz nie bestanden, wie unumschränkt auch dem Anschein nach die Regierung war. Es fand überall der zufälligen Persönlichkeit des Regierenden gegenüber eine Einschränkung durch die Sitte und die Tradition statt. Selbst der unumschränkteste von allen modernen Staaten, der russische, hatte einen bleibenden Inhalt, der über den Wechsel der Persönlichkeiten hinausging. Wo es einmal ein Herrscher versuchte, dem Wesen und Charakter des Reichs entgegenzuhandeln, wurde er beseitigt. Die rohe und schreckliche Form, in der das in früheren Zeiten geschah, hat sich gemäßigt, und im Jahre 1825 gab das russische Kaiserhaus der Welt das erhabene Beispiel, daß die Persönlichkeit sich dem Interesse des Ganzen freiwillig zu opfern wisse. Kaiser Alexander hatte in seiner Weisheit erkannt, daß in der Person des nächsten Thronfolgers dem Reich nicht die nöthige Garantie geboten war, in der alten Weise fortzubestehen; und diese Einsicht war auf den Geist des zunächst Betheiligten mächtig genug, daß er zum Wohl seines Hauses freiwillig den persönlichen Ehrgeiz beseitigte, der doch in seiner Lage so natürlich war.

Am wenigsten hat das Haus Oestreich, solange es in der Geschichte besteht, diesem persönlichen Absolutismus gehuldigt. Seine Größe ist vorzugsweise dadurch begründet, daß jeder einzelne seine Interessen und selbst seine Ansichten den Staats- und Familientraditionen unterordnete. Daß der jedesmalige Herrscher den Staat nicht als ein persönliches Eigenthum ansah, mit dem man nach Willkür schalten und walten könne, sondern als ein Fideicommiss, das im Geist und zum Nutzen des Hauses geleitet werden müsse. Die einzige augenfällige Ausnahme von dieser Politik war Joseph II., und wenn er auch von den edelsten Absichten ausging, so überzeugte ihn doch bald die Erfahrung, daß man nicht ungestraft von der geraden, geordneten Bahn der Politik abweiche. Ein großes Beispiel von dieser Unterordnung der einzelnen Glieder des Kaiserhauses unter die Interessen der Gesamtheit war die Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers. Man versinnliche sich die damalige Lage des Reiches. Ein wilder Aufruhr verwüstete alle Theile des Landes. Die Verhältnisse waren im Laufe eines Jahres in eine so wüste Unordnung gerathen, daß keiner mehr wußte, wo die Obrigkeit, wo das Gesetz zu suchen sei. Unter diesen Umständen vereinigten sich, ohne eigentlich amtlichen Beruf, einige treue Diener der Monarchie, um die scheinbar verfallene wieder herzustellen. Einer der ersten Schritte, die sie für nöthig hielten, war der Wechsel des Herrschers. Kaiser Ferdinand war ein wohlgesinnter Fürst und hätte in ruhigen Zeiten seine Stelle wohl ausgefüllt, aber dem Sturm der Revolution war er nicht gewachsen. Die Zeit erforderte einen geraden, festen Willen, der nicht nach rechts und nicht nach links abwich und der noch nicht durch frühere Antece-

denzien befangen und gebunden war. Ein solcher Wille fand sich in dem jungen Erzherzog, der jetzt die Krone trägt. In ruhiger Ueberlegung zwischen den verschiedenen Gliedern des Kaiserhauses und den treuen Dienern desselben wurde dieser wichtige Act vollzogen, der um so bedenklicher erscheinen konnte, da mehr als jemals den Feinden gegenüber die Einheit des Herrscherhauses und der conservativen Partei nothwendig war. Aber die bewundernswürdigste Einmüthigkeit waltete über diesem Schritt, und als die Ungarn den Regentenwechsel zum Vorwand nahmen, ihrem Aufstand eine andere Fahne zu geben, erregte dieser Versuch nur Mitleid. Jene Einmüthigkeit verdient um so größere Anerkennung, da es galt, dabei den sehr gerechtfertigten und natürlichen Ehrgeiz verschiedener hochgestellter Personen zu überwinden; nicht bloß den des Kaisers Ferdinand, der vielleicht froh war, einer lästigen Bürde entledigt zu sein. So hatte hier die Unterordnung des einzelnen unter die Interessen des Gesammthauses der Welt ein glorreiches Beispiel gegeben, das durch den glücklichsten und staunenswerthesten Erfolg gerechtfertigt worden ist. Nur durch diese hochherzige Unterordnung der persönlichen Neigungen und Ideen unter die bleibende Idee der Monarchie können die modernen Monarchien sich erhalten.

Nur darf diese Unterordnung nicht so mißverstanden werden, als ob sie der Herrscher von früheren Formeln, von Wünschen, von Clauseln und Testamenten abhängig machen müßte. Der leitende Geist des Hauses, die Idee des Staats, muß in lebendiger Wiedergeburt fortwirken, nicht in mechanischer Gleichmäßigkeit. Der Leiter der Regierung muß sich in die Umstände zu schicken wissen; der Buchstabe der Ueberlieferung reicht für neue Verhältnisse nicht aus. Oestreich verfolgt in diesem Augenblick mit eiserner Energie und Folgerichtigkeit eine Politik, die wenigstens dem Anschein nach von dem Buchstaben seiner Traditionen sehr abweicht. Die Durchführung des Gesammtstaats gegen die nationalen Besonderheiten, die Entlastung der Unterthanen gegen die Neigungen der Aristokratie, die Erweiterung des Handelsverkehrs gegen die Gewohnheiten der Verwaltung — das alles sind große und kühne Neuerungen, die ein ängstlicher Systematiker des Conservatismus wol als revolutionär bezeichnen würde. Wir dürfen wol kaum hinzusetzen, daß wir den günstigen Erfolg dieser Neuerungen aufs lebhafteste wünschen und hoffen, und daß wir namentlich wünschen, sie möchten in der auswärtigen Politik, in dem Anschluß Oestreichs an die civilisirten Staaten einen glücklichen Abschluß finden.

Wir brechen hier ab, um den Faden ein ander Mal wieder aufzunehmen, und wiederholen nur noch einmal den Grundsatz, den wir aus der neuern Politik Oestreichs abstrahirt haben, der aber nicht bloß auf Oestreich seine Anwendung findet: nicht der ist monarchisch, loyal und conservativ, der die Heiligkeit des

Königthums in den wechselnden Velleitäten des augenblicklich regierenden Königs steht, sondern der die Interessen und Ideen der Krone auch diesen Velleitäten gegenüber ernst und loyal zu vertreten magt.

Skizzen aus den Pyrenäen.

2.

Der See von Séculéjo.

Ein gewitterschwüler Tag hatte uns im Hause festgehalten; Abends zertheilten sich die Wolken, tauchten ihre grauweißen Flügel in die glühenden Tinten des Sonnenuntergangs, wälzten sich wie goldene Wogen schwerfällig übereinander oder flogen in höheren Luftschichten leichter dahin, bald vom zarresten Rosa angehaucht, bald in tief purpurne oder violette Farbentöne versinkend, bald wieder aufleuchtend im blendendsten Lichte.

Wir eilten hinaus, ließen die allée des bains, die Straßen von Luchon, die dunkeln Sykomoren der allée des soupirs hinter uns und passirten die Brücke, die über den Gave dDo in das Thal von Larboust geleitet. Unser Weg erhebt sich am linken Ufer des Waldbachs, der von Erlen beschattet zwischen Felsblöcken niederfällt. Ueber die hüpfenden Wellen, über die frischgrünen Matten, über das Dunkel des Tannenwaldes, der die gegenüberliegenden Bergabhänge bekleidet, ist der goldige Abenddunst ausgegossen. Im Buschwerk am Ufer singen Nachtigallen, deren Lieder in diesem glückseligen Lande erst beim Scheiden des Sommers verklingen, und in feierlichen, langgezogenen Tönen antwortet der Wald.

Nachdem wir eine Weile gestiegen sind, senkt sich der Weg. Wir überschreiten die Brücke von Tresbon — über uns auf hohem Bergplateau liegt das Dorf gleichen Namens und gegenüber erhebt sich das nackte Felsenhaupt des Pic de St. Aventin funkelnd im Abendglanze. Noch einmal passiren wir den Gave dDo der das Thal in weiten Bogen durchströmt — bald darauf zeigen sich die Ruinen des Wartthurms Castel Blancat auf schroffer Felswand und aus der Schlucht de Weil, die er früher beschützte, stürzt ein wilder Bach, der sich unweit der Brücke mit dem Gave vereinigt. Im Weitergehen begrüßen wir die Häuser von Saousviel auf der Höhe, das Dorf St. Paul im Thale; durch die Gebüsche des Hügels, den wir ersteigen, schimmern uns die weißen Wände einer Kapelle entgegen — ein Madonnenbild steht Segen verheißend am Wege und eine Windung desselben führt uns zu der kleinen Kirche des heiligen Aventin.

Hier ist ein köstliches Plätzchen zum Ruhen und Träumen, nur wenige